

HENDRIK BERG  
Dunkle Fluten



GOLDMANN

Lesen erleben

### *Buch*

Berlin, zwei Jahre nach der Wende: Kommissar Robert Lindner muss wegen einer Schussverletzung den Dienst quittieren. Schweren Herzens zieht er mit seiner Frau Marie und den beiden Kindern in ein abgelegenes Dorf im Spreewald, wo Marie ein kleines Hotel geerbt hat. Robert, der noch immer an den Spätfolgen seiner Verletzung leidet, tut sich schwer mit diesem Neuanfang auf dem Land. Er findet keinen Anschluss und wird zunehmend von Alpträumen geplagt. Bald ist er davon überzeugt, dass sich im undurchdringlichen Wasserlabyrinth der Spree ein unheimliches Geheimnis verbirgt, das seine Familie bedroht. Der Legende nach soll dort eine Heilerin ihr Unwesen treiben, die einst auf dem Scheiterhaufen landete. Doch Marie, Roberts engste Vertraute, will ihm nicht glauben und macht sich Sorgen wegen seiner wachsenden Paranoia. Verzweifelt versucht Robert Beweise zu finden und verliert sich dabei immer mehr in unheilvollen Mythen und Legenden.

### *Autor*

Hendrik Berg wurde 1964 in Hamburg geboren. Nach einem Studium der Geschichte in Hamburg und Madrid arbeitet er zunächst als Journalist und Werbetexter. Seit 1996 verdient er seinen Lebensunterhalt mit dem Schreiben von Drehbüchern. Er wohnt mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in Köln.

Weitere Informationen unter [www.hendrik-berg.de](http://www.hendrik-berg.de)

Hendrik Berg

---

Dunkle Fluten

Roman

GOLDMANN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das fsc®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Originalausgabe Mai 2012

Copyright © 2012 by Wilhelm Goldmann Verlag,  
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Uno Werbeagentur München  
Umschlagfoto: Getty Images/Dinodia Photos; FinePic®  
mb · Herstellung: Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-47708-1

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Für Sigi.

Für Klaus und den Literatursalon.

Und natürlich für Anke.

In Liebe und Dankbarkeit.



*Nur Stille. Absolut, kalt, endgültig. Die verschwommenen Gesichter der anderen – starre, ernste Masken der Vergangenheit. Wie in Zeitlupe schwebten sie an ihr vorüber. Die Sonne war nur ein zartes Glimmen hinter der dichten Wolkendecke des Winters.*

*Hass durchströmte jede Faser ihres Körpers. Wut. Und Angst. Aber am stärksten war der Hass. Auf die anderen, die draußen auf dem Eis standen, um mitanzusehen, wie es mit ihr zu Ende ging. Hass auf die, die sie verraten hatten. Hass auf das Schicksal, das zuließ, dass sie so jämmerlich sterben musste.*

*Zuerst hatte sie noch versucht, die Eisschicht mit ihrem Kopf und den Schultern zu durchstoßen. Immer wieder. Vergeblich. Die eisige Kälte drückte wie ein Nagelbrett auf ihren nackten Körper. Panik, als sich ihre Lunge mit dem frostigen Wasser des Flusses füllte. Mit dem Gesicht im Schlamm hatte sie versucht, ihre gefesselten Hände unter das Eis zu schieben. Wie verrückt hatte sie an der Eisschicht gekratzt und verzweifelt getreten. Alles umsonst. Die Haut unter ihren Fingernägeln blutete, ihre Fußknöchel schmerzten, doch das Eis bebte nur träge und blieb so geschlossen wie zuvor.*

*Schließlich wurden ihre Bewegungen langsamer, und ihr Bewusstsein sank in ein funkelndes Bett aus Erinnerungen. Ihr Vater stieg im hellen Mondlicht zu ihr ins Kinderbett. Ihre Mutter zerrte sie mit abwesendem Blick über einsame Felder. Sie waren auf der Flucht vor dem Krieg und den Soldaten. Und vor ihrem Vater. Dann das schmutzige Hinter-*

*zimmer im Gemeindehaus, in dem die Mutter nackt auf einem Tisch lag. Starre, an die Decke gerichtete Augen.*

*Sie sah die Sonne und den Mond, die im Wettlauf mit dem Leben über das Firmament rasten. Tag und Nacht, dann erneut Tag. Licht und Schatten. Immer wieder Schatten. Regen und Sonne. Sommer und Winter. Von Frost überzogene Ähren. Ein Fluss, der sich stumm seinen Weg durch Auen und Wälder bahnte. Ein Reiher im feuchten Sumpf, in dessen langem Schnabel ein glänzender Fisch zuckte.*

*Ihr Haus mitten im Sumpf. Der Duft nach feuchtem Gras. Dichter Nebel, der über das Wasser auf sie zuschwebte. Der Herbstwind, der sanft durch die Baumwipfel fuhr. Das gedämpfte Geräusch des Flatterns einer Krähe auf dem Dach. Ein Hahn, zerrissen von einem wilden Hund. Flimmerndes Licht an einem Sommertag. Sein zärtlicher Blick, als er mit ihr im frisch gemähten Heu niedersank, nackt, schwitzend vor Leidenschaft. Ihr Stöhnen, als er zum ersten Mal in sie eindrang.*

*Die Erinnerung ließ sie die Augen weit aufreißen. Durch das Eis sah sie die Gesichter der Männer und Frauen, die ihren Todeskampf mitleidslos und voller Verachtung beobachteten. Für einen kurzen Moment hatte sie das Gefühl, eine Ausgestoßene zu sein, einsam und unendlich allein in ihrem Schicksal. Ein dunkler Regen aus Hass und Verachtung spülte jedes Gefühl von Scham für ihre unglaubliche, ihre schreckliche Tat davon. Sie wusste, dass man ihr keine Wahl gelassen hatte. Keins dieser kleinen Menschlein würde das je verstehen. Er hatte sie gerufen, und sie war Ihm gefolgt. So wie sie Ihm immer folgen würde, bis ans Ende aller Zeiten.*

*Auch jetzt konnte sie Ihn spüren, konnte seine leise Stimme hören. Der dunkle Schatten. Immer wieder der dunkle, schwarze Schatten, der sie wie ein starker, aber unheimlicher Freund begleitete. Der auf sie wartete. Sanft und fordernd*

zugleich leitete die Stimme sie aus dem verwirrenden Labyrinth ihrer Erinnerungen. Endlich verstand sie die Worte und wusste: Sie war nicht allein. Sie würde niemals allein sein.

Sie spürte nichts mehr. Keine Schmerzen, keine Angst. Das Ende. Staunend beobachtete sie, wie letzte Luftblasen nach oben stiegen und sich unter der Eisfläche sammelten. Sie war bereit, war schon Teil von etwas Größerem. Wieder blickte sie nach oben. Die Gesichter der anderen, wie jämmerlich sie aussahen. Die Sonne fand einen Weg durch die dunklen Wolken. Das Licht brach sich im Eis, tauchte sie in einen leuchtenden Regenbogen und wies ihr den Weg. Sie lächelte, als das Leben aus ihr wich.

Der schwarze Mercedes rammte ihre rechte Vorderseite. Der Passat kam von der Spur ab, donnerte gegen einen der Betonpoller neben der Fahrbahn, drehte sich zweimal um seine Achse, rutschte über den regennassen Bürgersteig mitten durch einen Kiosk und krachte schließlich in das Schaufenster eines türkischen Supermarktes.

»Scheißkerle«, stöhnte Piet.

Robert starrte ungläubig auf die zerquetschten Tomaten, Zucchini und Orangen in der kaputten Holzkiste vor sich auf der Motorhaube. Wütend legte er den Rückwärtsgang ein. Die Kupplung knirschte. Als der zerbeulte Passat langsam durch die Trümmer des kleinen Ladens zurück auf den Bürgersteig fuhr, knackten Scherben unter den Reifen.

Durch die Regenschlieren auf der Windschutzscheibe sah Robert, wie Passanten entsetzt in Richtung des zerstörten Supermarktes starren. Im Laden stand eine Frau mit Kopftuch und hob schreiend die Hände zum Himmel, während eine andere erschrocken ihr Baby an die Brust drückte. Fußgänger riefen panisch um Hilfe und deuteten immer wieder auf den Wagen mit dem blinkenden Blaulicht.

Doch Robert und Piet hatten keine Zeit. Sie mussten weiter, der Mercedes war schon nicht mehr zu sehen. Entschlossen legte Robert den Gang ein und ließ den Motor aufheulen. Mit durchdrehenden Reifen schossen sie zurück auf die Fahrbahn. Tomaten flogen gegen ihre Scheibe, als sie auf der Straße davonrasten.

Sie nahmen die Verfolgung wieder auf. Der Mercedes hat-

te inzwischen den Mehringdamm nahe dem Halleschen Tor verlassen und raste über die Skalitzer Straße unter der stählernen S-Bahn-Trasse vorbei am Kottbusser Tor in Richtung Treptow. Die Straße war durch den Feierabendverkehr und die vielen Baustellen in Kreuzberg völlig verstopft. Am Görlitzer Bahnhof ging gerade ein Flohmarkt zu Ende. Die Händler hatten ihre Wagen, darunter viele mit polnischen Kennzeichen, in der zweiten Reihe abgestellt und verstaute im strömenden Regen hastig ihre nicht verkauften Waren, als der Mercedes heranrauschte. Wie ein Panzer rammte sich der Wagen den Weg frei. Die Menschen flohen in alle Richtungen, Plastiktüten mit Büchern und Trödel flogen durch die Luft und landeten auf dem nassen Asphalt. Robert riss das Steuer rum, doch zu spät. Der Passat ruckte kurz, als er den kleinen Körper überfuhr.

»Nein!«, schrie Robert entsetzt.

»Nur eine Puppe, Mann! Es war nur eine Puppe.«

Robert blickte zurück und sah den aufgeplatzten Plastikkörper. Ihm war, als würde ihm unter dem blonden Haar ein schwarzes Auge nachstarren. Benommen schüttelte er den Kopf und atmete tief durch.

»Verdammt, wo bleibt die Verstärkung?«, fluchte Piet.

Robert hatte sich wieder nach vorn gewandt und suchte die Straße ab. Wo war der Mercedes? Er konnte ihn nicht mehr entdecken. Fluchend drückte er das Gaspedal durch und jagte den Dienstwagen auf gut Glück weiter durch Kreuzberg.

Als er aufstoßen musste, schmeckte er Zwiebeln und öliges Fleisch. Scheiß Döner! Wieso nur hatte er heute Mittag nichts Richtiges gegessen? Aber er wusste ja, warum: weil er auch diesen Morgen keine Zeit für ein ordentliches Frühstück gehabt hatte und mittags dann völlig ausgehungert gewesen war, hatte er einfach so schnell wie möglich so viel wie

möglich runtergeschlungen. Er stöhnte auf und versuchte den Gedanken an das fettige Fleisch zu verdrängen.

Endlich hatte er den Mercedes wieder im Blick. Der Wagen näherte sich jetzt dem Schlesischen Tor. Auch hier hatten Bagger die Straße aufgebrochen, die Autos stauten sich auf dem alten Kopfsteinpflaster. Von beiden Seiten rasten zwei Streifenwagen mit grellem Blaulicht auf die Kreuzung zu. Verstärkung, endlich. Doch bevor sie dem Mercedes den Weg abschneiden konnten, rauschte dieser zwischen ihnen hindurch in Richtung Oberbaumbrücke.

»Na bitte«, grinste Piet, »jetzt haben wir die Dreckskerle da, wo wir sie haben wollen.«

»Bist du dir da sicher?« Robert warf seinem Freund ein Lächeln zu und schaltete noch einmal einen Gang hoch, um Anschluss an den Mercedes zu halten, der bereits die Spree überquerte. Mit aufjaulendem Motor verscheuchte er die Bauarbeiter, die den morschen Straßenbelag auf der Oberbaumbrücke erneuerten und die historischen Brückentürme renovierten.

Piet grinste zufrieden: Auf der anderen Seite der Brücke, noch vor der Mühlenstraße, hatten die Kollegen aus dem Ostteil der Stadt eine Sperre errichtet. Mit ihren Pistolen im Anschlag waren die Beamten hinter ihren Ladas in Stellung gegangen und erwarteten die Flüchtigen, die in ihrem inzwischen recht verbeulten Luxuswagen auf sie zurasten.

»Was, zum Henker?« Ungläubig beobachtete Piet das Geschehen. Der Fahrer des Mercedes schien nicht im Traum ans Aufgeben zu denken. Er beschleunigte. Die schwarze Limousine brüllte wie ein gequältes Raubtier auf und machte einen Satz. Schüsse fielen. Krachend durchbrach der Wagen die Sperre. Wie Spielzeugautos schleuderte er die beiden Ladas zur Seite.

Piet fluchte. Robert schwieg und konzentrierte sich aufs

Fahren. Wieder musste er Trümmern ausweichen, um dem Mercedes folgen zu können, der jetzt über die Warschauer Straße und die S-Bahn-Brücke Richtung Friedrichshain fuhr.

Doch die vielen Karambolagen waren schließlich zu viel für den massiven Wagen. Rauch stieg aus der zerbeulten Motorhaube, der Mercedes knatterte wie eine alte Lokomotive über das brüchige Kopfsteinpflaster und verschwand dann links in der Gubener Straße.

»Jetzt haben wir sie.« Mit grimmigem Lächeln lud Piet seine Walther nach. Robert nickte und fuhr an der Spitze einer Kolonne von Streifenwagen in die Gubener, die wie alle Straßen in Friedrichshain auch zwei Jahre nach der Wende noch immer genauso verfallen und heruntergekommen aussah wie am Tag des Mauerfalls. Überall grauer Altbau mit brüchigen Fassaden, dazwischen über hundert Jahre altes Kopfsteinpflaster mit Löchern so groß, dass kleine Kinder sich darin verstecken konnten.

Der Mercedes hatte inzwischen stöhnend und röchelnd seinen Geist aufgegeben. Die beiden Insassen, ein großer Mann mit schütterem Haar und tief liegenden Augen und sein bulliger Begleiter, sprangen mit gezückten Waffen heraus und schossen sofort auf die näher kommenden Streifenwagen. Hektisch schauten sie sich um, dann deutete der Lange in eine Toreinfahrt. Der Bullige nickte und rannte los. Eine ältere Dame, die sich mit ihrer Gehhilfe über den Bürgersteig schleppte und den Riesen und seine Pistole verwirrt anstarrte, stieß er einfach zur Seite.

Robert sprang aus dem Wagen, während der Bullige in der Toreinfahrt verschwand und der Lange auf der anderen Seite in einen dunklen Hauseingang lief. »Humboldt & Söhne« stand in verblichenen Buchstaben aus der Vorkriegszeit darüber. Zwei Kollegen rannten an Roberts und Piets Seite. Robert deutete zur Toreinfahrt.

»Schnappt euch den Dicken! Wir holen uns Löwe!«

Die Beamten nickten, dann liefen Robert und Piet dem größeren Mann hinterher. Mit ihren Pistolen im Anschlag sprinteten sie in den Hauseingang, von dem rechts ein Treppenhaus in die oberen Stockwerke führte. Am Ende des Eingangs konnten sie das Licht des Hinterhofs sehen. Robert hielt den Finger an den Mund. Piet nickte und verharrte still.

Nur ein Fernseher lief leise, ansonsten war kein Geräusch zu hören. Eine Talkshow. Eine Mutter, die ihre Kinder bat, sie endlich in Ruhe zu lassen. Dazu prasselte der Regen.

Plötzlich fielen Schüsse, und Polizisten riefen aufgeregt durcheinander.

Die Kollegen schienen Löwes Begleiter gefunden zu haben.

Robert trat ungeduldig von einem Bein auf das andere, wies dann mit der Pistole zum Hinterhof und nickte Piet auffordernd zu, der aber den Kopf schüttelte.

»Nix da. Wir bleiben zusammen. Du weißt, wie gefährlich der Scheißkerl ist«, zischte er leise.

»Und deswegen darf er uns auf keinen Fall entwischen. Also los, mach schon!«

Piet zögerte einen kurzen Moment, dann lief er mit einem Aufstöhnen in Richtung Hinterhof. Robert schlich sich leise in das Treppenhaus. Nichts war zu hören – und nichts zu sehen. Die Kabel für den Lichtschalter hingen durchtrennt aus der Wand. Um in der Finsternis wenigstens etwas erkennen zu können, hatte jemand einige Windlichter auf den Boden gestellt.

Plötzlich schnelle Schritte. Zwei Stockwerke über ihm.

»Piet!«, rief Robert leise, aber sein Partner hörte ihn nicht. Robert entschloss sich, den Flüchtenden auf eigene Faust zu verfolgen. Mit der Waffe im Anschlag hastete er in das dunkle Treppenhaus.

»Du hast keine Chance, Löwe! Hier kommst du nicht mehr raus!«

Nur wenige Zentimeter neben Robert krachten Kugeln in das abgeschabte Geländer. Robert warf sich so heftig nach hinten gegen die Wand, dass loser Putz ihm in den Nacken rieselte.

Robert schüttelte sich, bevor er weiter nach oben lief.

»Was ist ...?«, fragte eine überraschte Stimme, dann dröhnte plötzlich ein Schuss durch das Treppenhaus. Doch dieses Mal war nicht Robert das Ziel. Böses ahnend beschleunigte er seine Schritte.

Und tatsächlich: Im dritten Stock lag ein älterer Mann in speckigem Unterhemd und bekleckelter Jogginghose vor seiner offenen Wohnungstür. Stöhnend hielt er sich den Bauch, zwischen seinen krampfenden Fingern lief Blut auf die Holzdielen. Im Hintergrund flimmerte noch der Fernseher. Robert fluchte lautlos. Warum nur hatte sich der Mann von seiner Talkshow ablenken lassen?

»Hast du ihn erwischt?«

Piet kam die Treppe herauf, seine Walther im Anschlag. Sein Kollege schüttelte den Kopf und deutete auf den alten Mann, dessen Augen die Beamten mit fassungslosem Entsetzen anstarrten.

»Kümmerst du dich um ihn?«

»Willst du etwa allein ...?«

Robert ließ Piet nicht ausreden.

»Hol dir eine Decke oder irgendein Kissen«, er gestikulierte in Richtung Wohnung, »und drück es ihm auf die Wunde. Ich bin gleich wieder da.«

Bevor Piet etwas erwidern konnte, lief Robert schon weiter nach oben, sprang von Treppenabsatz zu Treppenabsatz. Am Ende angelangt stand die Tür zur Dachkammer offen. Robert holte tief Luft und schlich sich hinein.

Ein großer Raum, in dem ein paar alte Koffer und ein verbogenes Fahrrad der Marke Diamant standen. Und überall Kisten. In einer stapelten sich vergilbte Exemplare des *Neuen Deutschland*. Welcher Idiot kam nach der Wende noch auf die Idee, den Mist aufzubewahren? Robert runzelte verständnislos die Stirn.

Von Löwe war nichts zu sehen. Der Regen trommelte mit ohrenbetäubendem Lärm auf das Dach. Durch ein kleines Loch konnte Robert den grauen Himmel erkennen. Jemand hatte einen Eimer darunter gestellt, doch das Wasser war längst über den Rand gelaufen und hatte auf dem staubigen Holzboden eine Pfütze gebildet.

Am Ende der Kammer war eine Tür nur angelehnt, sie führte auf das Dach. Ein Blick auf das Schloss genügte, um zu erkennen, dass jemand sie mit einem Tritt aufgebrochen hatte. Löwe! Robert öffnete die Tür mit vorgestreckter Pistole. Sein Hemd klebte am Körper, seine Hand zitterte. Robert musste an Löwes Opfer denken. Wie viele waren es? Zehn? Zwanzig? Er schloss die Augen, zählte in Gedanken von fünf zurück auf null, dann schob er sich durch die offene Tür hinaus auf das Dach.

Sofort wurde er von einer starken Böe erfasst. Der Regen klatschte ihm so heftig ins Gesicht, dass er für einen Moment blind war. Leise fluchend kniff er die Augen zusammen und betrachtete seine Umgebung. Das Unwetter lag wie ein schmutziges Tuch über der gesamten Stadt. Im Sommer konnte Berlin wunderschön sein, aber an diesem verregneten Wintertag war es die hässlichste Stadt der Welt.

Im Westen waren gerade noch Kreuzberg und Neukölln zu erkennen, Schöneberg und Tiergarten waren im verregneten Dunst schon nicht mehr zu sehen. Im Norden verschwand die obere Hälfte des Fernsehturms am Alex im

düsteren Himmel. Die dunklen Wolken hingen so tief über der Stadt, dass Robert das Gefühl hatte, sich nur ein bisschen strecken zu müssen, um sie zu berühren.

Keine Spur von Löwe. Robert schaute sich vorsichtig auf dem von einer halbhohen Brüstung umgebenen Dach um, von dem man direkt auf die Nachbarhäuser steigen konnte. Es gab mehrere mannshohe Absätze und sogar eine kleine Laube, die sich jemand hier oben eingerichtet hatte. Wie Karlsson auf dem Dach, dachte Robert und musste unwillkürlich lächeln. Überall Pfützen. Die Dachpappe hatte sich an einigen Stellen gelöst und flog mit klatschenden Geräuschen im Wind hin und her. Der Rauch aus den Schornsteinen war sichtbares Zeichen dafür, dass hier – wie in den meisten Ostberliner Altbauten – noch mit Kohle geheizt wurde.

Robert wollte sich gerade die Laube näher anschauen, als Sirenen erklangen. Er warf einen kurzen Blick in die Straßenschlucht und sah Rettungssanitäter in die gegenüberliegende Toreinfahrt laufen. Waren seine Kollegen erfolgreich gewesen?

»Schöner Ausblick, was?«

Robert wirbelte herum.

»Weg mit der Knarre, sofort!«

Er erstarrte. Von der anderen Seite des Dachs aus zielte Löwe mit seiner Beretta auf ihn. Die Haare klebten an seinem kantigen Schädel, seine durchnässten Sachen hingen im Regen wie alte Lappen an seinem schlaksigen Körper herunter, und trotzdem lag ein Lächeln auf seinem Gesicht. Schwer atmend hob Robert die Hände, hielt seine Walther aber immer noch fest umklammert. Er ärgerte sich über sich selbst. Wie hatte er sich nur so ablenken lassen können? Jeder Polizeischüler hätte es besser gemacht.

»Wird's bald, Lindner! Weg mit der Knarre!«, schrie Löwe erneut gegen das Unwetter an.

»Wieso schießt du mich nicht einfach über den Haufen? Bei dem armen Teufel da unten hattest du ja auch keine Skrupel.«

»Er war im Weg. Was sollte ich machen?«

»Du hast keine Chance. Schau runter. Dieses Mal entkommst du uns nicht.«

»Wie wär's, wenn du mich begleitest? Dann würde ich mich gleich viel sicherer fühlen.«

Robert lächelte spöttisch. »Vergiss es, die Kollegen würden dich nie mit mir als Geisel gehen lassen!«

»So? Du meinst also, deine Freunde würden ohne weiteres einen braven Familienvater opfern? Um einen kleinen Gauner wie mich zu schnappen?«

Robert bemühte sich, keine Miene zu verziehen.

Löwe betrachtete ihn voller Verachtung. »Zum allerletzten Mal: Weg mit der Knarre! Du kommst jetzt mit. Und solltest du Probleme machen, finde ich im Haus bestimmt noch eine andere Geisel.«

Robert atmete tief durch, bevor er langsam in die Knie ging, um die Pistole abzulegen.

»Okay.«

»Brav ...«

Die Schüsse fielen fast gleichzeitig, gingen im Unwetter jedoch fast unter. Kurz bevor Roberts Waffe den Boden hätte berühren sollen, hatte er sie hochgerissen, geschossen und sich gleichzeitig zur Seite geworfen. Doch Löwe war aufmerksam geblieben und hatte ebenfalls abgedrückt.

Für einen Moment sahen sich die beiden Männer schweigend in die Augen. Löwe stand am einen Ende des Daches, Robert kniete auf der anderen Seite. Fast schien es, als würde selbst der Regen den Atem anhalten. Wieder grinste Löwe, dann stutzte er. Verständnislos fasste er sich an die Brust, wo ein kleiner roter Fleck rasch immer größer wurde. Er

musterte sein entsetztes Gegenüber, schüttelte verwundert den Kopf – und fiel stumm nach hinten über die Brüstung.

Erschöpft schloss Robert die Augen. Es war vorbei. Endlich. Die lange Jagd nach Löwe hatte ein Ende.

Aber etwas stimmte nicht. Wie in Zeitlupe nahm Robert Piet wahr, der auf das Dach gelaufen kam, ihn entsetzt anschaute und ihm etwas zurief. Robert lächelte, obwohl er nichts hören konnte. Es herrschte absolute Stille. Ungläubig schaute Robert an sich hinab. Sein Hemd war blutgetränkt, aber er spürte keinen Schmerz. Da war Frieden, grenzenloser Frieden. Dann wurde alles um ihn herum schwarz.

Er lächelte, als er nach vorn auf das Dach sackte und mit dem Gesicht in einer Pfütze landete. Noch immer fiel der Regen auf das Dach, auf Roberts Rücken und in die Pfütze, die sich langsam rot färbte.

Auch wenn er es nicht wahrhaben wollte: Aus dem Fenster schaute er hinaus ins Paradies.

Sonnenstrahlen durchbrachen die Wolken und tasteten sich über das sich im Wind wiegende Korn. Fruchtbare Erde. Goldene Felder, fast endlos. Und Störche. Überall Störche, die ohne jede Scheu durch ihre Welt schritten. Dazwischen schattige Wälder. Birken, Eichen und immer wieder Erlen glitten lautlos an ihm vorbei.

So viel Wasser. Grünes, blaues und schwarzes Wasser, das im warmen Sommerlicht übermütig glitzerte. Ein schmaler Fluss, der die Felder in sanften Schwüngen zerteilte, um dann im Dunkel eines Dickichts zu verschwinden. Da war ein Karpfen, der über den schlammigen Grund eines Baches huschte und sich hinter einem Stein versteckte. Funkelnde Libellen schwärmten über die Wasserfläche, bevor sie sich im dichten Schilf an den üppig bewachsenen Ufern niederließen. Dann ein Feld. Hochwasser hatte es überspült, den Boden in eine glatte Fläche verwandelt, aus der nur noch vereinzelt Pflänzchen sprossen.

Er musste die Augen zusammenkneifen, so sehr blendete ihn die Sonne, die sich im Wasser spiegelte. Dann verzog sich sein Gesicht zu einem verächtlichen Lächeln. Tatsächlich, es war ein Paradies. Ein lautloses Paradies. Er konnte weder das Rauschen der Wälder noch das Singen der Vögel hören, auch die Wärme des Spätsommers war nicht zu spüren. Stattdessen schmeichelten sanfte Mollakkorde seinen Sinnen, versuchten ihn für das Paradies zu gewinnen.

»Mama, Emma hat schon wieder Scheiße in der Hose.«

Robert schreckte aus seinen Gedanken auf. Verlegen blinzelte er und streckte seinen Rücken durch, der von der langen Fahrt schmerzte. Im Autoradio lief Whitney Houston, und Marie, seine Frau, drehte sich auf dem Beifahrersitz mit vorwurfsvoller Miene nach hinten zu ihrem zehnjährigen Sohn um.

»Lars! Wie redest du denn?«

Der Junge hielt sich seine Nase zu und deutete mit dem Finger auf seine kleine Schwester neben sich im Babysitz. Mit großen Augen starrte Emma ihn an.

»Jetzt riech doch mal. Das stinkt wie Hölle. Ich glaub, ich muss gleich kotzen.«

»Lars, noch so ein Wort, und ...«

Erschrocken über das verärgerte Gesicht ihrer Mutter verzog Emma das Gesicht und fing an zu wimmern. Lars verschränkte trotzig seine Arme vor der Brust und schwieg. Marie sah ihn vorwurfsvoll an, bevor sie einen leicht verzweifelten Blick auf ihre Tochter warf. Mit einem hilflosen Seufzer wandte sie sich an Robert.

»Ich versteh das einfach nicht. Wir müssten doch schon längst da sein?«

Robert zuckte gleichgültig mit den Schultern. »Keine Ahnung, ich war ja noch nie hier. Ich dachte, du kennst den Weg?«

Marie warf ihrem Mann einen finsternen Blick zu. Der verzog keine Miene und drückte einen Knopf auf der Mittelkonsole. Die Musik verstummte.

»Tut mir leid, aber ich kann dieses Gedudel nicht mehr ertragen.«

Einige Minuten lang fuhren sie schweigend durch die Landschaft. Die Straßen waren schmal, gerade breit genug für ein Auto. Bei Gegenverkehr musste einer der Fahrer in

eine der Buchten ausweichen, die im Abstand von einigen Kilometern angelegt waren. Aber ihnen kam niemand entgegen. Kein Mensch weit und breit. Roberts Blick streifte die Anzeige auf dem Armaturenbrett. Er schüttelte den Kopf.

»Vielleicht hätten wir auf der Autobahn doch besser noch mal tanken sollen.«

»Wir sind doch gleich da«, erwiderte Marie.

Endlich begegneten sie einem Beweis dafür, dass sie doch nicht die einzigen Menschen auf der Welt waren. Ein Trecker versperrte ihnen auf der schmalen Straße den Weg. Vom Fahrer keine Spur.

»Verdammt!«, fluchte Robert. »Das hat uns gerade noch gefehlt.«

»Jetzt entspannt dich mal. Uns hetzt doch keiner.«

»Und wie lange sollen wir noch durch diese verlassene Gegend fahren? Ich will endlich ankommen.«

»Ach, auf einmal?« Marie seufzte.

Robert betrachtete seine Frau, die aus dem Fenster blickte und die Felder nach dem Fahrer des Treckers absuchte. Sie tat ihm leid. Ihm war klar, dass er sie mit seiner abweisenden Haltung verletzte, aber, verdammt, Marie wusste doch genau, wie wenig Lust er auf diese Einöde hatte. Genau genommen auf den ganzen Umzug. Natürlich, er hatte ihrem penetranten Drängen schließlich nachgegeben, hatte eingewilligt, und vielleicht gab es ja tatsächlich keine Alternative. Aber musste er deshalb ständig gute Laune heucheln? Nein, ganz bestimmt nicht. Das grinsende Teufelchen, das unsichtbar auf seiner Schulter hockte, forderte ihn auf, seinen gerechten Trotz noch lange nicht aufzugeben.

Mit beiden Händen drückte Robert auf die Hupe. Emma hörte auf zu wimmern, Lars und Marie zuckten zusammen.

»Musste das jetzt sein?«

Robert nickte mit grimmigem Grinsen und hupte unbeeindruckt weiter. Nach wenigen Augenblicken erschien ein älterer Mann. Seine Wangen schimmerten rot von geplatzten Äderchen, und sein kariertes Hemd trug er über seinem stattlichen Bauch bis zum Bauchnabel geöffnet. Provozierend langsam schleppte er sich zu seinem Trecker.

Robert öffnete das Fenster und bedeutete dem Bauern, sich zu beeilen. »Geht's vielleicht auch ein bisschen schneller? Wir haben nicht ewig Zeit!«

Mit unbeweglicher Miene schaute der Mann kurz auf das Berliner Kennzeichen des Chrysler Voyager und zog sich träge auf seinen Fahrersitz. Dann endlich setzte sich der Trecker in Bewegung, fuhr ein kleines Stück weiter und blieb an der Einfahrt zu einem Feldweg stehen. Der Bauer ließ gerade einmal so viel Platz, dass sich Robert nur mit viel Augenmaß an seinem Gefährt entlangschleichen konnte.

Als sich die stummen Blicke der Fahrer trafen, zeigte der Bauer keine Regung. Mit kalten, blauen Augen starrte er Robert ins Gesicht, der sich aus dem Fenster beugte.

»Nach Glubitz? Wo müssen wir da lang?«

Ohne eine Miene zu verziehen hob der Bauer seine Hand und deutete in ihre Fahrtrichtung. Robert dankte mit einem spöttischen Kopfnicken.

»Idiot«, stieß Robert so leise aus, dass nur Marie seinen Fluch hören konnte, und gab Gas.

Seine Frau schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. »Hast du einen neuen Freund gefunden?«

»Quatsch. Sag mir lieber, wie lange wir noch brauchen.«

Hilflos studierte Marie den Shell-Autoatlas, der aufgeschlagen auf ihrem Schoß lag. »Vielleicht hätten wir uns eine richtige Karte kaufen sollen? Ich habe nicht das Gefühl, dass hier alle Straßen eingezeichnet sind.«



Hendrik Berg

**Dunkle Fluten**

Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-47708-1

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2012

Der Spreewald – eine Gegend voller unheimlicher Mythen und Legenden. Für einen ehemaligen Berliner Kommissar wird der erhoffte Neuanfang zu einem Alptraum ohne Erwachen ...

Ein Umzug von der Großstadt in den idyllischen Spreewald – für den Berliner Kommissar Robert Lindner, der wegen einer Schussverletzung den Dienst quittieren musste, ist es der Beginn eines Alptraums. Während seine Frau Marie mit den beiden Kindern und der Renovierung eines alten Hotels beschäftigt ist, leidet er selbst unter unvorstellbaren Ängsten. Ihm scheint, dass sich im undurchdringlichen Wasserlabyrinth der Spree ein Geheimnis verbirgt, das seine Familie bedroht. Auf der Suche nach Beweisen verliert sich Robert immer mehr in unheilvollen Mythen und Legenden ...